Das Loch in der Wand.

Von Per Sivle.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von E. Stine.

Nils und Kari Primhaug waren Mann und Weib und waren's schon ein halb Jahrhundert und zwei Jahre d'rüber gewesen.

Seit ihrer Hochzeit waren sie Pächter auf unserem Gehöft. Die ersten zwei Jahre wohnten sie am Stallboden daheim auf dem Hof. Wie aber der alte Per-Ola-Klemmet starb, kamen sie auf das Grundstück Primhaug, das mit allen dazu gehörigen Herrlichkeiten und Rechten in ihre Pacht überging.

Und die Herrlichkeiten waren ein kleines Wohnhaus mit Herd, Räucherofen und Rauchloch im Dach — von einem Fenster war keine Rede —; einer Hausflur mit gemauerten Wänden und erdgestampftem Boden; weiters mit einem Stall, wo ein paar Kühe und einige Schweine und Ziegen den allernothdürftigsten Schutz vor Winterkälte und Schnee finden konnten.

Die Rechte waren Brennholz für den Hausbedarf — Holzabfälle, von den fernsten Waldsteigen hergeholt, und dann Heufelder auf Stellen, wo die Grashalme, die dem Vieh als Winterfutter dienen sollten, sich oft nur mit Lebensgefahr zusammenzupfen ließen.

Na, der Jahreszins war freilich auch danach. Eine Woche Arbeit mit der Sense, ein halbes Joch Acker zu pflügen, drei Fuhren Dünger — so groß, wie sie sich auf dem nackten, steinigen Wege in einem kleinen Holzschuh von Düngerschlitten fahren lassen — dazu einen halben Thaler in baarem Geld und weiter nichts.

Sie standen sich recht gut, die Primhauger Leute. Arbeitsam und genügsam waren sie ja, und die zahlreichen Kinder waren noch nicht erwachsen, so mußten sie schon daran, hier und dort anzupacken.

Besonders aber der Nils selbst war das reine Arbeitsroß, wenn's darauf ankam, und er bei gutem Humor war. Und bei gutem Humor war er allezeit, wenn er nur Tabak hatte.

Er rauchte nicht; er kaute nur, aber das ausgiebig. Wenn er's eilig hatte, dann gingen Fäuste und Kinnladen um die Wette, und während die Arbeit mit Maschinenschnelligkeit von der Hand ging, troff ihm die Tabaksdouche aus dem Mund wie Wasser von einem Mühlentau. War er aber ohne Tabak, dann schien schier Kraft und Muth von ihm genommen. Die Arbeit wollte nicht von der Stelle, und wenn er auch Dampf aufzusetzen verfluchte, es ging ihm Alles der Quere mit Arbeit und Werkzeug. Und sauertöpfig und böse war er und zischte wie ein Kater, wenn ihm einer nahe kam. Traf es sich, daß ihm Niemand Tabak zu leihen hatte und er Niemand danach schicken konnte—ja, und wenn es mitten im strengsten Heuschneiden war, so war er im Stande, Alles stehen und liegen zu lassen und zu dem wohl eine Meile entfernten Krämer zu stampfen. Kam er dann am nächsten Morgen mit seinem schweren Doppelpriem zurück, so war er milde und weich wie ein Butterlaib.

Ja, ja, sie hatten sich wahrhaftig schon nach und nach Etliches auf den Kistenboden gelegt, die Primhauger, und die halbe Strumpfröhre war schon mit Münzen gefüllt. Das Meiste war freilich Kupfergeld, aber auch viel Silber war dabei außer elf Thalerscheinen und noch einem Fünfthalerschein, die sie hineingelegt, so wie sie sie für die Kuh Dagros bekommen. Der Sprengel hatte nun zwar schon seine Sparkasse; aber auf diese Einrichtung hatten sie keinen Fiduz. — Nein, hat man sein Geld in der Kiste im eigenen Haus, dann weiß man doch wenigstens, wo man's hat.

Und die Zeit verstrich und verstrich, bis die beiden Alten zwischen siebzig und achtzig waren. Das Haar war freilich weiß geworden, der Rücken gebückt und die Knie steif und die Gicht war ab und zu schlimm. Sonst aber waren sie Beide frisch und beweglich. Die Kinder waren alle längst erwachsen und jedes für sich — drei davon waren in Amrika. Aber bisher hatten die Alten sich ganz allein durchgebracht, ohne Miethsarbeiter.

Nun, da bekamen sie eines Winters einen Brief, daß der Hans, der zweitälteste Sohn, zum Frühjahr aus Amerika heimkommen wollte.

Das gab einen Alarm! Die Alte ging noch selben Tages daran, die feinste Wolle herauszusuchen; denn es war da ganz sicher, daß der Junge nach einem so langen Wege mit abgesetzten Strümpfen anlangen würde, und da hieß es, dafür zu sorgen, daß er was Ganzes und Gutes an die Beine kriegte, wenn er heimkam zu Mutter.

Der Alte sprach nicht viel; aber es war deutlich zu sehen, daß auch er über etwas brütete, während er so Thür aus, Thür ein ging und Tabak kaute.

Und wie die Zeit verging, kein Zweifel darüber, daß seine Spekulationen immer tiefer und tiefer wurden. Lange Zeit konnte er stillstehen und vor sich hinschauen, ohne selbst den Kautabak anzurühren.

„Bist Du krank, Nils?" fragte das Weib. — Er schüttelte nur den Kopf, unterdrückte einen Seufzer und ging seines Weges.

Und merkwürdig war nur, welch' ein Interesse er für die östliche Hausmauer, die dem Thal zugekehrte, gefaßt hatte. Wieder und wieder stand er und starrte drauf hin, von außen und von innen. Und dann befühlte er und maß mit Band und Elle und spannte mit den Fingern und machte mit dem Messer Zeichen — so daß Kari insgeheim in Jesu Namen das Kreuz schlug, voll Furcht, daß der Alte närrisch geworden.

Aber endlich eines Abends, nachdem sie sich zur Ruhe gelegt, ging ihm soweit die Sprache auf. — Es war also: er fand es geradezu unziemlich, daß der Hans in ein Haus käme, das kein Fenster und nichts Aehnliches hatte!

„Ja, aber", — meinte der Alte — „das weiß er ja noch von früher her, wie's da ausschaut."

„Ja, das schon — aber vielleicht hat er gar auf Mancherlei daheim schon vergessen all' die Jahre über. Und dann muß man nur denken, wie nobel er's gewöhnt ist. Nach dem, was in den Briefen stand, hatte er ja ein Haus, das feiner war, als das vom Pastor hier im Thal. Die Frau freilich, die amerikanische Schreiberstochter, die war nicht mit, denn die war seit Kurzem todt — aber doch — —"

Nun, und als Kari es ernstlich bedachte, da fand auch sie die Sache ganz richtig und vernünftig. — Ja, ja, das ging schon nicht anders, ein Fenster mußten sie eingesetzt bekommen.

Und nachdem der Entschluß erst gefaßt war, war es nicht mehr leicht, zu sagen, welches von den beiden Alten am eifrigsten dabei war, ihn in die Wirklichkeit umzusetzen. Nils grübelte und spekulirte schwer, ob er denn die Arbeit nicht selbst besorgen könne, denn er war seinerzeit ein anstelliger, geschickter Mensch gewesen. Aber nach gründlicher Berathung mit Kari gab er es doch auf und entschied sich, lieber einen Tischler zu beauftragen.

Na, und der Tischler versprach fest, schon am nächsten Montag zu kommen und Maß zu nehmen.

Aber wer natürlich nicht kam, war der Tischler.

Eine Woche verging. Da machte der Alte sich wieder auf den Weg und war so glücklich, den Tischler zu treffen, der just heimgekommen war, um sich zu einer Arbeit, die er in der Nachbarschaft zu machen hatte, ein Werkzeug zu holen. Aber jetzt kam er nicht mehr aus, er mußte mit nach Primhaug und Maß nehmen. Der Alte lockerte den halbgefüllten Geldstrumpf und lieferte ihm das Nothwendige aus zu Fensterscheiben. Und der Tischler schwur bei Hobel, Säge und Haueisen, daß in acht Tagen — „oder sagen wir, um ganz sicher zu gehen, in zehn Tagen" — er kommen, das Loch in die Wand schneiden und das Fenster einsetzen werde. Ein weiteres Pfand darauf erbat er sich und erhielt er eine Mark Arbeitslohn auf Vorschuß.

Aber acht Tage vergingen, und zehn Tage vergingen, und zwanzig Tage, und weder Tischler noch Fenster ließ sich auf Primhaug blicken.

Da kam eines Tages ein Brief mit der Nachricht, daß der Hans nun ganz bestimmt schon unterwegs wäre, wenn er nicht gar schon in den Bergen angekommen sei.

Aber da war der Alte nicht faul, eilends zum Gehöft zu laufen, sich Karren und Pferd zu besorgen, und nun ging's fort zum Tischler, der immer noch in der Nachbarschaft beschäftigt war.

Und da half keine liebe Mutter, die der Tischler aufsuchen zu müssen behauptete. Das Geld zu den Scheiben war verdunstet; aber da der Weg beim Krämer vorbeiführte, so wurden die Scheiben dennoch gekauft. Und Nils bezahlte.

Und kurz und gut: Nils hielt förmlich Polizeiwacht beim Tischler, bis nächsten Nachmittag das Fenster eingesetzt und in vollem Stande war.

„So ganz besonders ist es!" sagte Kari.

„Ja, besonders ist es — aber schön ist es!" meinte Nils.

Sie hatten bis spät an jenem Abend damit zu thun, das Haus in seiner neuen Gestalt von Innen und Außen zu inspiziren.

Dann gingen sie zu Bett — indeß die lichte Frühlingsnacht durch die Scheiben hereinguckte. Und da blieben sie gegen alle Gewohnheit wachend liegen und drehten und wendeten sich unaufhörlich.

„Schlafst Du, Kari?"

Nein, Kari schlief nicht. Sie hätte immerhin, ohne zu lügen, hinzusetzen können, daß es ihr zu hell sei, um Schlaf in die Augen zu kriegen, und Nils war in seinem stillen Sinn akkurat derselben Meinung; aber Keines wollte sich vor dem Anderen davon was merken lassen.

Nils hub an, gerade ärgerlich zu werden. Er kehrte mit dem festesten Vorsatz das Gesicht von der Fensterseite ab und preßte die Augenlider zu. Aber es war wie verhext, sie gingen förmlich von selber auf, und immer wieder mußte er das Gesicht zum Fenster wenden.

Nun kam das Zwielicht und dann der Tag, und bald sandte die Sonne ihre Strahlen auf den Fußboden herein. Es war zwar noch nicht mehr als halb vier, aber Nils stand doch vom Bette auf und fing an, sich anzuziehen. Er hatte gar so viel heute zu thun; „Aber Du kannst ja noch eine Stunde liegen und schlafen", sagte er.

Nein, Kari hatte auch so erschrecklich viel heut zu thun; sie mußte gleich aus dem Bett, augenblicklich.

Freilich war noch Manches zu besorgen. Aber doch nicht so besonders viel mehr als sonst. Gewaschen und geputzt und geordnet war ja alles schon zuvor; die Schlafbank, die tagsüber als beste Sitzgelegenheit ihren Dienst that, stand bereit mit neuem Stroh und von der Bäuerin geliehenem Federpolster; und Kaffee und Zucker und Bretzeln und Zwieback waren zu Hause.

Nächste Nacht ging's ein wenig besser mit dem Schlafen und die folgenden Nächte auch wieder um ein bischen besser; aber schlecht stand's immer noch damit.

Da eines Tages kam Hans. Und das war eine Freude, und Hans bekam seine neuen Strümpfe, und er selbst hatte soviel Gutes und Schönes mit für Vater und Mutter, daß es schon rein zuviel war. Er hielt sich den Sommer über meist im Elternhaus auf, hatte sein Lager in der Schlafbank, und gar so gerne saß er mit seiner dampfenden Pfeife oder Zigarre bei dem neugeschaffenen Fenster und genoß die großartige wohlbekannte Aussicht. — Später, im September reiste er nach Amerika zurück.

Nils hatte gehofft, daß, wenn die Abende und Nächte dunkler wären, das Fenster sie nicht mehr im Schlafen hindern würde. Aber es kam gerade entgegengesetzt. Er hatte immer so das Gefühl, wie wenn böse Kobolde draußen stünden und mit runden, rothen Augen hereinglotzten.

„Du", sagte er eines Morgens zu Kari — „wirst Du mir's glauben, wann ich Dir sag', daß ich nicht eine Stunde festen Schlaf gehabt hab', seit das Loch da d'rüben in der Wand ist?"

Ja, Kari wollte das gerne glauben; auch sie hatte ja nicht so besonders geschlafen, ja sich manch' eine Nachtstunde gezwungen und sich gestellt, als schliefe sie.

Na also! — — Also — sollten — — sollten sie — — die Wand wieder ganz machen lassen?

Vielleicht nur was vorhängen, schlug Kari vor.

Ach, das thät' nichts helfen, meinte Nils, — — er wüßt' ja doch immer, daß „das andere" dahinter ist.

Und das Resultat war, daß die Wand wirklich geschlossen ward, und das sogar mit soliden Stücken Baubalken. Freilich hatte die Wand dadurch zu Anfang einen hellen, viereckigen Spund. Aber Nils wußte Rath, er gebrauchte die Malerei, die er zur Verfügung hatte — man kaut ja nicht umsonst Tabak. Und bald war der Spund akkurat so braun, wie die alten Föhrenstämme an den Seiten.

Da schliefen die beiden Alten wieder ihren festen Schlaf.

Und jetzt schlafen sie noch fester; denn jetzt schlafen sie schon viele Jahre d'rin im Kirchhof.

Warum jetzt so viele Frauen ehescheu sind?

Eine Frage in englischer Beleuchtung von Ella Hepworth Dixon.

Obige Frage ist so häufig von einem strikt utiliaristischen Gesichtspunkt aus erörtert worden, daß eine Auffassung entschuldigt werden mag, die im ersten Augenblick als ein einigermaßen flüchtiger Ausblick auf ein beunruhigendes soziales Phänomen angesehen werden könnte. Es ist ernstlich, und zwar im Allgemeinen von männlichen Autoren und älteren Frauen, die keine Sympathie für die moderne Frauenbewegung hatten, dargethan worden, daß die Frauen von heute aus selbstsüchtigen Gründen geneigt seien, die hohen Privilegien und Pflichten der Mutterschaft und des häuslichen Lebens in den Wind zu schlagen, und dagegen wünschten, mit den Männern wettzueifern, sie auf dem Markt aus purer Eitelkeit zu unterbieten, und so sehr geschlechtslos wären, daß sie das einfachste Gefühl für eheliches Zusammenleben verloren hätten.

Nun, daß einige von diesen Voraussetzungen wahr sind, kann von Jedermann, der die moderne Frauenbewegung und die sie leiten und die ihr folgen, auch nur einigermaßen kennt, nicht geleugnet werden. Ich habe vergessen, welcher ausgezeichnete Schriftsteller es war, der sagte, daß „jede Frau in ihrem Herzen nach einem mit weißem Linnen gedeckten Tisch strebt", und dieser entzündende Ausspruch kann, glaube ich, auf jede Frau, ausgenommen auf die Zigeuner und die unverbesserliche Klasse der Globetrotter mit vollem Recht angewendet werden.

Ehedem und sogar noch bis zur Mitte des Zeitalters der Königin Viktoria war die anerkannte weibliche Pose die der blinden Anbetung. Wenn ein Mädchen heirathete, so konnte man voraussetzen, daß sie glaubte, ihr Mann sei vollkommen, unerreichbar weise und schön unter allen Männern und mit einem ungeheuren Verstande ausgestattet. Die meisten der verheiratheten Frauen in den Romanen von damals blicken zu ihren Männern mit Bewunderung, vermischt mit Scheu, auf. Nun da wir unseren Frauen Sinn für Humor anerzogen haben, — und es giebt kein sicheres Zeichen für die Gesundheit des Geistes, — ist diese weibliche Demuth nicht länger möglich. Sieht man aber zu, wie die alten männlichen Ideale gescheitert und die Helden der Frauenromane nicht griechische Götter oder Gardeoffiziere oder auch nur Menschen von tadellosem Lebenswandel mehr sind, dann ist es unmöglich, das Mitgefühl für unsere männlichen Zeitgenossen zu verbergen, „ces rois en exil", die die Krone verloren haben. Es ist indessen möglich, daß auch der moderne Mann angefangen hat, die komische Seite dieser Frage einzusehen. Gelegentlich zeigt er sich sogar unter gleichen Bedingungen mit seinen besser belehrten Freundinnen im Verkehr zu setzen. Eine so moderne Persönlichkeit, wie sie heute William Archer ist, hat öffentlich festgestellt, daß er im Theater bei Katharinas demüthigender Rede über ihren Herrn, König und Regenten am Ende der „Widerspenstigen Zähmung" nicht ruhig zuzuhören vermöge:

Drum beugt den Trotz, er hält doch niemals Stand,
Legt unter eures Gatten Fuß die Hand: —
Wenn er's befiehlt, zum Zeichen meiner Pflicht,
Verweigert meine Hand den Dienst ihm nicht.

Das war die alte Vorstellung von der Ehe. Es ist leicht zu merken, daß wir unsere Idee geändert haben, und, wenn es irgend etwas Entmuthigendes hat, festzustellen, daß die Frauen im Begriffe sind, nicht mehr um jeden Preis zu heirathen, so ist es andererseits auch sicher, daß diese sträflichen Ehen in gewissem Umfange abgenommen haben. In Kurzem wird „le premier venu" nicht mehr der erfolgreiche Bewerber sein, der er bisher war. Denn überdies ist die Scheu, aus dem mütterlichen Rest geholt zu werden, nur ein Kennzeichen der modernen, englischen, jungen Mädchen, während Wittwen, gleich den Wittwern, gewöhnlich einen regen Eifer zeigen, die Fesseln des Ehestandes wieder zu tragen. Einige ältere amüsante Angaben über diesen Gegenstand bezeugen, daß ein 40jähriger Mann zwei Jahre Wittwer bleibt, während sein weibliches Prototyp, vorausgesetzt, daß sie unter 35 ist und eine ebenso große Eilfertigkeit zeigt, sich zu trösten, innerhalb zwanzig Monaten wieder heirathet.

Aber jetzt in der Gegenwart blicken wir voll Antheilnahme auf Junggesellen und Jungfrauen, die in Kurzem noch den großen Versuch zu machen haben werden. Es ist sicher, daß die Ehe und die wartenden Verantwortlichkeiten, das Aufziehen der Kinder und ihre Einführung ins Leben, weit ernsthafter betrachtet werden, als unsere unmittelbaren Vorfahren es anzusehen gewohnt waren. Das junge Mädchen von heute hat ihr „Puppenheim" gelesen und mag ernstlich entschlossen sein, die Rolle der Nora in dem ehelichen Dialog zu spielen, und sich nach der neuen klassischen Phrase weigern, irgend eines Mannes „Eichhörnchen" zu werden. Der junge Mann seinerseits zeigt die schaffsinnige Absicht, in seiner Frau nicht so sehr eine eine dieser artigen zoologischen Spezialitäten, als vielmehr einen jungen Menschen zu erlangen, der fähig sein wird, die Wochenrechnungen zu zahlen und ihn in seinem Berufe wesentlich zu unterstützen. Alle diese Dinge bringen eine gewisse Vorsicht in die Eheschließungen, und dazu treten noch andere Ursachen, vor Allem diejenigen, die von den erstaunlichen Veränderungen im sozialen Leben der Frau herrühren. Irgendwer hat sie erklärt, daß es das Bicycle ist. Das die Frau endgiltig emancipirt hat. Aber sicherlich wirken hier noch andere Faktoren außer dem so nützlichen und angenehmen Rad mit.

Das Uebermaß an Pedanterie, die Gouvernantenhaftigkeit hat an Kurs eingebüßt, und das ist es zuerst, was in dieser Hinsicht das Loos des modernen Mädchens zu einem überaus anziehenden macht. Früher heiratheten die Mädchen, um ihre soziale Freiheit zu erlangen; heute bleiben sie eher oft allein, um deren höchstes Maß zu erreichen. Wenn es jungen und anmuthigen Mädchen durch die öffentliche Meinung gestattet ist, ins Kolleg zu gehen, allein zu leben, zu reisen, einem Erwerb nachzugehen, einem Club anzugehören, Gesellschaften zu geben, was auch immer ihnen gut scheint zu lesen und zu besprechen, ohne männliche Bedeckung das Theater zu besuchen, dann besitzen sie schon die meisten der Vorrechte — und verschiedene andere darunter — gegen welche die Mädchen vor 20 oder 30 Jahren bereit waren, sich dem ersten Bewerber einzutauschen, der sich selbst und den Schutz seines Namens anbot. Und weiter, eine fähige Frau, die einen Beruf ergriffen hat und des Vorwärtskommens sicher ist, wird mit demselben Argwohn daran denken, sich ehelich zu verbinden, den ehrgeizige junge Männer unter gleichen Umständen gewirkt haben. Und wirklich sind auch die Nachtheile der Ehe für die Frau mit einem Beruf sichtbar größer als für einen Mann, und gerade die Frage der Mutterschaft mit all ihren Pflichten und Verantwortlichkeiten ist zweifellos unter Umständen die Ursache, daß sich viele Frauen die Vorrechte des Ehestandes verschworen haben. Indessen, um ganz aufrichtig zu sein: ich glaube, daß dies sehr selten die Ursache ist, warum ein Mädchen allein bleibt. Sind einmal ihre Neigungen ins Spiel gezogen, dann ist dieses Bündel von Nerven und Aufregungen, das wir Frau nennen, oft des ganzen Heroismus fähig, und wer hat unter seinen Bekannten nicht solche zarten Geschöpfe gesehen, die mit ihrer eigenen Arbeit nicht nur die Kinder, die sie geboren, erhalten hat, sondern auch den Vater dieser Kinder?

Es ist gerade dieser allgemeine Zweifel an der Ehe in Verbindung mit jenem höheren Ideal des Ehestandes, von dem die höchstgebildeten Frauen erfüllt zu sein scheinen, der es verursacht, daß manche am Rande nachsinnt und das bekannte Uebel wählt und lieber unverheirathet bleibt, als andere Uebel, die sie nicht kennt. Möglich auch, daß eine Frau mit altruistischen Tendenzen denken mag, daß, wenn sie allein unglücklich ist, nur ein Mensch leidet; wenn sie dagegen heirathen und die Verbindung unglücklich ausfallen würde, wahrscheinlich zwei Leute elend gemacht würden und in aller Wahrscheinlichkeit einige mehr. Möglicherweise würde es für die Rasse besser sein (vorausgesetzt, daß Quantität und nicht die Qualität den Bau einer Nation bestimmt) wenn ihre weibliche Hälfte nicht von solchen Zweifeln angekränkelt würde und keinerlei Ahnungen vom Aufziehen einer zahlreichen Nachkommenschaft hätte. Andererseits möchte es als sicher erscheinen, daß, wenn die Frau fortfährt, ihre kritischen Gaben und ihren Sinn für Humor zu pflegen, und ihr weibliches Vorrecht auf freie Wahl in der großen Sache der Mutterschaft übt — der Stand der menschlichen Glückseligkeit fortgesetzt erhöht werden, und der Ehestand fortan in einem anderen Lichte erscheinen wird, als er sich manchen geistreichen Leuten von heute offenbart. In jenem Zeitalter, da die Gleichberechtigung der Geschlechter erreicht sein wird, werden wahrscheinlich die Zänkerin, die engherzige Frau und das eifersüchtige Weib seltsame Spielarten einer vergangenen Aera geworden sein. Wenn dann ein Mann heirathet, ist zu hoffen, daß er nicht mehr „einen wirklichen Engel in sein Haus einführen", sondern einen angenehmen Genossen, eine anmuthige Frau und einen guten Freund an seinem Herde bewillkommnen will."

Der Kartensport.

Der gegenwärtigen Mode der Ueberfluthung von Correspondenzkarten kann man kaum das Wort reden. Die meisten derselben liefern einen sehr fraglichen Beitrag zur Bereicherung unserer Ortskenntnisse und machen nichts weniger als den Eindruck eines Kunstblattes, aber auch Treffliches ersetzt den Brief nicht. Ein neuer einträglicher Industriezweig ist's; der Kartensport kommt aber doch niemals der Innerlichkeit des Menschen zugute.

Ich bin eine warme Kunst- und Naturfreundin, schätze unter Umständen auch die getreue Kopie als Vervielfältigung des Schönen — der Kartensport aber macht uns abhängig vom Geschmack und den Verhältnissen des Absenders.

Ich korrespondire seit Jahren viel und erfreute mich immer der erhaltenen Briefe. Sie offenbarten stets Geist und Gemüth, den Charakter oder die Erfahrungen und Anschauungen des Schreibenden. Die Karten, käufliche Bildchen, bieten nichts Eigenes des Absenders, oft nur einige banale — oft sogar nur erborgte Worte, eine Namenliste, und lassen darum unsere Gedanken unbefriedigt. Nach Jahr und Tag hat man eine Reihe Bilder, aber das intimere Leben der Absender kennt man nicht mehr.

So oft ich selbst ein solches Blättchen absende, um eine Sammlung zu „bereichern", thut es mir um das eigene warme Empfinden weh, welches gern viel Liebes aussprechen möchte, aber doch vor der Oeffentlichkeit der Grußkarten stumm die Lippen schließt.

Wo aber bleibt bei jungen Leuten die Uebung des Briefstils, und die daraus entspringende Klärung der eignen Ansichten, der Hochgenuß des Erlebten und damit auch ein Theil der Charakterbildung?

Ohne es zu wollen, bin auch ich zu einer Grußkarten-Sammlung gekommen, und es giebt „werthvolle Grüße" darunter, aber entschädigt mich ihr Anblick für die lebensvolle, umfassendere Schilderung von Land und Leuten, vermag sie mich geistig dem fernen Freunde an die Seite zu führen, erzählt sie, was er gedacht, gefühlt? Auf eignen Reisen habe ich stets selbst Bilder gekauft, um in späteren Jahren meiner Erinnerung zu Hülfe zu kommen — und zu diesem Zwecke kaufe ich auch jetzt gute Ansichtskarten, während das ungewollte Sammelwerk, von Andern gestiftet, mich kalt läßt.

Hat Jemand es zum „Tausend" gebracht (wer sollte das bei dem beliebten Sport nicht erreichen?), so fragt man zuletzt: „Wohin mit dem Kartensegen, der unbequem zu werden beginnt?" Und darum richte ich die mahnende Bitte an die Jugend: „Schreibt Briefe!" neben dem Sport

Vielleicht kommt bald die Zeit, wo Mancher mir nachdenkt, wo das Vergnügen an einer Mode erloschen ist, welche weder dem Geist genug thut, noch das Herz erwärmt.

Frau N. N.

Vinzenz Priesnitz.

Gelegentlich seines hundertsten Geburtstages, der auf den 4. Oktober fiel, kommt auch wieder die Heilmethode des bedeutenden Mannes in Erinnerung, die zwar von vielen Wasserapostseln nachgeahmt und verändert, aber noch nicht übertroffen worden ist. Da viele seiner Verehrer nichts weiter von Priesnitz wissen, als daß er einen Kaltwasserumschlag gegen Halsschmerzen verordnete, mögen folgende Notizen, „der guten Stunde" entnommen, weitere Aufklärung über den Apostel des Naturheilverfahrens geben.

Es ist gerade in letzter Zeit, namentlich durch Geheimrath Professor Dr. Winternitz in Wien, Geheimrath Professor Dr. Curschmann in Leipzig und andere hervorragende Kliniker, besonders betont worden, daß Vinzenz Priesnitz der inneren Medizin werthvolle Handgriffe und Grundsätze gelehrt habe, und daß alle neueren Wasserapostel mit ihren sogenannten „Systemen" nur als Schüler und Epigonen Priesnitz gelten können; da sie direkt und indirekt zu diesem Großen in die Schule gegangen sind.

Obzwar nun auch schon vor Priesnitz mit Wasser kurirt worden ist, so sind doch alle diese vereinzelten, planlosen und höchst schroffen Versuche nur als Vorläufer-Stadium zu betrachten. Es fehlte an der Konsequenz, an der Methode. Priesnitz hatte von allen diesen Versuchen keine Ahnung. Er kam, wie ich dies in meinem Centenarbuche: „Vinzenz Priesnitz" auf Grund langjährigen Quellenstudiums genau nachgewiesen habe, ganz durch sich selbst auf die erste Idee und zur methodischen Entwickelung des wahrhaft tausendfältigen Heil-Apparats.

Priesnitzens Eltern waren arme Bauersleute. Der Vater erblindete, als der Sohn erst sechs Jahre alt war, so daß dieser schon im zartesten Knabenalter die Wirthschaft leiten mußte. An den Schulbesuch war nur sehr selten zu denken. Erst Ende der zwanziger Jahre lernte Priesnitz durch einen Wiener Lehrer, den er den Winter über als Kurgast beherbergte, das Schreiben. Ein bei der Jagd angeschossenes Reh, das sich die Wunde an einer Waldquelle ausheilte, brachte den 15jährigen Hütejungen auf die Wasserkur. Nachdem er sich einen zerquetschten Finger durch Handbäder und Umschläge („Priesnitz-Umschläge") auskurirt hatte, heilte er sich 1816 einen schweren Rippenbruch, den er durch Ueberfahrenwerden erlitten hatte. Von der Wundbehandlung ging er, durch Patienten von fern und nah gedrängt, zur Bekämpfung der inneren Krankheiten über und wurde nach jahrelangem Widerstande ein weltberühmter Mann. Der Gräfenberg ist seit jener Zeit zum internationalen Badeorte geworden. Priesnitz war ein edler Mensch und einer der größten Wohlthäter der Menschheit. Sein Name kann in der Geschichte der Heilkunde nie vergessen werden!

Philo vom Walde.

Wie Mark Twain seine erste Geschichte schrieb,

darüber hat er selbst sich immer ausgeschwiegen. Neuerdings aber hat der General B. B. Bunker in Candia, der in gewisser Beziehung dabei selbst betheiligt war, die Geschichte einem Mitarbeiter eines New Yorker Blattes erzählt. General Bunker spielte mit Samuel L. Clemens, als dieser noch als Lootse fuhr, Karten; Letzterer verlor Alles, zuletzt auch Rock, Beinkleider und Stiefel. Aus den originellen Bemerkungen, die der junge Bursche beim Spiele machte, ersah der General aber, daß dieser Mr. Clemens doch weit über dem Niveau des gewöhnlichen Dampferlootsen stand, und als er einige Tage später nach Aurora geschickt wurde, forderte er Clemens auf, mit ihm zu gehen; dieser nahm die Einladung an. Am Tage nach ihrer Rückkehr fragte Clemens den General, ob er die von ihm verfaßte Beschreibung des Ausfluges hören wollte. „Nun", erzählte Bunker weiter, „ich höre mir die Geschichte an, und ich muß sagen, sie war so brillant, daß ich vor Freude ganz aus dem Häuschen war. Schon früher war ich durch seine gelegentlichen Geistesblitze überrascht worden, aber dies war wie das volle, glänzende Licht der Mittagssonne. Wir sprachen über seinen Artikel. Sam, was werden Sie mit dieser Skizze thun? — Was sollte ich damit thun? — Sam, in Ihrem Gehirn besitzen Sie ein Vermögen, wenn Sie es nur ausnützen wollten. Schicken Sie die Skizze der „San Francisco Union" ein, sie zahlen Ihnen 100 Dollars dafür. — Was sagen Sie da? Wer wird einen solchen Unsinn drucken?... Schließlich brachte der General Sam aber doch so weit, daß er den Artikel an die Zeitung in San Francisco einsandte, aber in einem Punkte blieb er fest: er weigerte sich entschieden, mit seinem eigenen Namen zu unterschreiben. Er wollte nicht, daß irgend jemand, und besonders seine Mutter, auf die Gedanken kommen könne, daß er solchen Unsinn schriebe. So wählte er das Pseudonym „Mark Twain" und unterzeichnete mit diesem Namen... Einige Tage später brachte die San Franciscoer Zeitung die Skizze, und in einem Eilbrief kam der Check über 100 Dollars. Der Check war natürlich auf Mark Twain ausgestellt, und Alles war neugierig, zu erfahren, wer Mark Twain wäre. Der Agent der Expreßgesellschaft konnte keine Person dieses Namens finden, und ein Brief von dem Herausgeber der Zeitung, der Mark Twain um weitere Beiträge bat, blieb auf dem Postamt liegen. Das Geheimniß wurde mit der Zeit natürlich doch bekannt, Sam bekam sein Geld, und so erschloß sich ihm seine neue Laufbahn.

— Eingegangen. A. (unwillig): „Hören Sie mal, Sie haben jetzt wohl auch Damen im Bureau!" — B.: „Nein, wie kommen Sie zu der Annahme?" — A.: „Nun, gestern war doch so eine alberne Gans am Apparat, die mich ewig nicht verstand." — B.: „O, das war meine Frau, die mich auf eine Viertelstunde vertreten hat!"